

ren Erzieher vor nichts eine so große Scheu haben als vor der Entfesselung des sogenannten Ehrgeizes... — mit Ausnahme der Jesuiten, die wie die Alten darin gesinnt sind und deshalb wohl die wirksamsten Erzieher unserer Zeit sein mögen“ (ebd. 374 f.). Am 5. 10. 1879 aber schreibt er an Peter Gast, unter dem Eindruck von Janssens „Geschichte des deutschen Volkes“, die Jakob Burckhardt ihm gegeben hatte: wie es ihm nur noch eine Sache herrschenden Geschmacks „in Norden und Süden“ scheine, „daß wir Luther als Menschen dem Ignaz von Loyola vorziehen“ — Dieses letzte Zusammentreffen zwischen Donoso Cortés und Nietzsche ist tatsächlich Schluß-Symbol. Denn Ignatius von Loyola ist nicht nur Symbol des ins Geistliche übertragenen „ritterlichen Spaniers“, sondern der Heilige der Form, in der der Drang der restlos sich hinwagenden Übergabe restlos in Gott hinein sich erfüllt: „jeweils immer mehr“ (más), wie das Stilwort der Exerzitien lautet. So steht er Aug' in Aug' zu Luther, bei dem derselbe Drang leidenschaftlich brannte, aber dann, in seinem Nein zum Todesgehorsam in die Kirche hinein, zu dem religiösen Individualismus entwärts, der dann im Laufe der Jahrhunderte zu allen andern Individualismen sich säkularisierte. So ist der heimwehsüchtige Kampf, in dem Nietzsche „in“ Donoso Cortés ist und „gegen“ ihn, nur die Weise, in der das Zueinander von Luther und Ignatius von Loyola im 19. und 20. Jahrhundert „heutig“ ist.

Nationalkirche und was die Geschichte dazu sagt

Von Ernst Böminghaus S. J.

Hat die Geschichte denn überhaupt etwas dazu zu sagen? Denn — so wird es uns heute manchenorts unwirsch entgegenkommen — „Nation“ ist uns in jetziger Stunde nicht eine fertige Form, die eine grämlich-graue Geschichte uns lehrmeisterlich herüberzureichen braucht, sondern „Nation“ ist uns Sehnsucht und Wille der ringenden Volksgemeinschaft von heute und morgen; sie ist das Kommende, noch nie Dagewesene. Und ebenso ist uns „Nationalkirche“ nicht ein je und dann versuchtes und bei den Versuchen verbindlich abgestempeltes Gebrauchsmuster, sondern „Nationalkirche“ ist Wunschbild und Gestaltungsziel, das irgendwie zum Kommenden gehört, eben zur kommenden Nation. Und was so jeder heutige Mensch — wenn er wahrhaft vom Heute berührt ist — spürt, das gilt für uns Deutsche in einem einzigen unentrinnbaren Ernst. Mögen andere Völker, wie etwa die westeuropäischen, den Weg zur Nation früher und leichter gefunden haben; wir haben in dem immer leidvoll vergeblichen Anlauf zur nationalen Einheit den ewigen Sinn dieses Volksziels tiefer erfassen gelernt. Denn noch immer waren Leid und ungestillte Sehnsucht die Tore zu den großen Erkenntnissen. Frankreich und England sind stolz, seit Generationen in nationaler Einheit dazustehen; sie schauen überlegen auf das unfertige Deutschland herab. Aber was Nation ausmacht, was ein Volk zu dieser höchsten Stufe seines einheitlichen Lebens erhebt, das wurde ihnen mehr von einem günstigen Geschick blind geschenkt, das

glückliche Lage und Rassenmischung verlieh; und eine ebenso glückliche politische Führung von oben — fast von außen her — tat das übrige. Aber wenn Nationwerden das Reifwerden eines Volksganzen zur geschlossenen Volkspersönlichkeit besagt, das Mündig- und Mannhaftwerden des Volks- ganzen, dann sind wir Deutsche, wir Zurückgebliebenen im nationalen Leben, auf dem Punkte, alles einzuholen. Uns will der tiefste Sinn von Nationwerden ganz anders aufgehen; wir werden mit reifem Wissen und scharfem Wollen uns zu dem Recht und Reichtum dieser Einheit bekennen. Daß Nation mehr ist als Volk und mehr als Staat, daß es ein fruchtbare Zueinander und Ineinander beider Größen bedeutet, das wird bei uns herrlich Gestalt werden: Einheit des Volkes, die nach innen Verantwortung für alle echte Volksordnung bedeutet, wie sie Blut und Boden, Geschick und Geschichte, Kultur, Sitte und Sittlichkeit angeben; nach außen aber Selbstbehauptung dieser Volks- und Staatspersönlichkeit im politisch geeinten Willen.

Und „Nationalkirche“? — Auf jeden Fall wird da eine Möglichkeit und eine Aufgabe der Nation neu und tief gesehen. Wenn Nation heute als Lebenssteigerung und Lebenserfüllung der staatlich geeinten Volksgemeinschaft erkannt wird, als kraftvolle freudige Entfaltung der mündig gewordenen Volkspersönlichkeit, dann soll Nationalkirche eben irgendwie die Volksgemeinschaft bedeuten, wie sie mit ihrem nationalen Lebensgefühl die kirchlichen Kräfte ergreift und sich dienstbar macht. Auch da wird sich zeigen, daß Nationalkirche mehr ist als Volkskirche und Staatskirche alten Stils; sie gehört als Neues zur neuen Nation.

Man wird aus vorstehenden Sätzen ohne Zweifel etwas von dem Klang verspüren, der heute durch unsere Reihen geht; solche Worte sind der Ausdruck eines Lebenswillens. Aber die Botschaft von dem „Ganz andern“, das da mit „Nation“ kommen wolle, und darum auch von dem Unerhörten, das in dieser Nation die Kirche als „Nationalkirche“ bedeuten werde, wird bei ruhiger Besinnung kaum vollen Glauben finden. Wer etwas von der Geschichte weiß, kennt diesen Überschwang, mit dem zu noch jeder Zeitenwende die Kinder des Neuen etwas noch nie Dagewesenes anmeldeten, wo die Geschichte uns lächelnd auf alte Lebensgesetze hinweist, die nur einen neuen Ausdruck suchen.

In der Tat sind die Lebenskräfte, die auf Nation hindräingen, von Natur her in jedem gesunden Volke tätig, und darum werden sie auch wohl in der deutschen Volksgeschichte aufzuweisen sein. Was aber die Kirche und ihre mögliche Einordnung ins nationale Leben angeht, so ist vor aller geschichtlichen Betrachtung daran zu erinnern, daß Kirche im eigentlichen und vollen Sinn, also die Kirche Jesu Christi, als übernatürliches Lebensgebilde niemals mit Volk und Nation restlos auf der gleichen natürlichen Lebensebene steht und darum auch niemals restlos in die nationalen Lebensvorgänge eingeht, um nur ein Bezirk der Nation zu sein. Mag so das nationale Leben in seiner ausgereiften Form noch so sehr die lebendigen Volkskräfte und die Bereiche des geistigen Schaffens zum Ausdruck seiner Eigenart und Kraft benutzen: die Kirche zum Ausdruck und zugleich zum

Mittel nationalen Einheitswillens machen wollen, heißt sie verneinen. Kirche als Erzeugnis und Krönung der Nation ist nicht mehr die Kirche Jesu Christi. Alles Wesentliche in seiner Kirche ist übernational. Das ist für uns Katholiken ein letztes Wort.

Nicht aber ist damit ausgeschlossen, daß jener Lebensstrom, der ein Volk zur Nation emporträgt, auch innerhalb des Volksraums die Kirche ergreifen und, unbeschadet des gnadenhaften Eigenlebens, ihre Räume durchfluten und mit dem gesteigerten Lebenswillen erfüllen darf, wobei dann diese Fülle rückflutend wieder die Nation bereichern wird. Wenn der Durchbruch zur Nationwerdung ein rechtmäßiger und wertvoller Aufstieg eines Volkes ist, warum sollte dann nicht die Kirche ihren Anteil daran haben, gebend und empfangend? Ist nicht — um bloß von der Kirche her die Frage zu sehen — die Kirche zu aller Zeit für den Aufbau ihres irdisch-geschichtlichen Leibes angewiesen auf alle besten Kräfte, die aus dem Leben der Einzelnen und der Gemeinschaft sich ihr darbieten? Da könnten auch die Kräfte, die mit dem Durchbruch zur Nation wach werden, der Kirche eine große Stunde bereiten.

In diesem Sinne ist von vornherein zu erwarten, daß in der langen und wechselvollen Geschichte, da die Kirche mit den verschiedenen Volksstümern zusammen ging, sich die Wesenszüge aller möglichen Beziehungen zwischen Kirche und Nation herausgestellt haben, also auch wohl die Grundzüge dessen, was Nationalkirche überhaupt sinnvoll bedeuten kann. Und in diesem Sinne mag sich ein Gang durch die Geschichte lohnen. Wir werden da freilich nicht gleich die fertigen Antworten und Anweisungen für unsere heutigen Fragen suchen; die Geschichte ist keine schlechte Schule der Halbbildung, die möglichst viele fertige Formeln vorsetzt; sie ist eine Schule der Weisheit, wo die Fülle des Lebens sich erschließt und der bleibende Sinn der Lebensgesetze gespürt wird. Diese Weisheit ist es doch, die uns heute vor allem not tut, wo es heißt, schöpferisch tätig sein.

Schon der verfügbare Raum zwingt uns, bescheiden zu sein, zeitlich und räumlich. Unser Gang durch die Ideengeschichte von Nation und Kirche müßte uns zuerst in den christlichen Orient führen. Da haben zumal in den abgetrennten Kirchen des frühen Schismas, die Kirchen der Nestorianer und Monophysiten sich zu Nationalkirchen eigenartiger Prägung entwickelt, deren Schicksal Stoff zu ernstem Nachdenken gäbe. Ähnlich müßten auch die Kirche von Byzanz und die von ihr irgendwie ausgegangenen Gebilde im slawischen Raum unsere Aufmerksamkeit fesseln. Aber der Kürze halber beschränken wir uns auf die germanische Völkerwelt. Sie steht uns am nächsten; und was sie versuchte und erfuhr auf Nationalkirche hin, das geht uns heute am tiefsten in die Seele.

Unser erster Blick fällt auf ein ergreifendes Bild, auf ein tragisch vergebliches Ringen um Nation und um Nationalkirche. Wir meinen das Schicksal der dem arianischen Christentum ergebenen Ostgermanen der Völkerwanderung und ihre Staaten auf dem eroberten Boden des römischen Reiches. Als ein Sinnbild dieses Trauerspiels möchte man immer das gewaltige Steinmal vor den Mauern Ravennas betrachten, das einst den großen Theodorich und seine großen Pläne barg. Zwar ist die

geschichtliche Gestalt des Ostgotenkönigs und seine weitreichende Politik nicht ganz so einfach, wie die heutige „nationale“ Heldenverehrung es liebt und braucht; er hat sowohl auf staatlichem wie auf kirchlichem Gebiet auf einen Ausgleich zwischen den herrschenden Germanen und den unterworfenen Römern hingearbeitet. Immerhin galt der Einigung aller Germanen in der bedrohenden Umwelt der römischen Reichskultur seine Staatskunst, und eben darum auch der Stützung des arianischen Bekenntnisses, dessen letzte Träger die Germanenreiche geworden waren. Daß alsogleich nach dem Tode Theodorichs sich das Schicksal seiner Goten auf dem fremden Boden im verzweifelten Heldenkampf gegen Ostroms Übermacht vollzog, ein Mahnzeichen auch für die andern arianischen Reiche, macht für den sinnenden Beschauer jenes düstere Totenmal nur noch eindrucksvoller. Es ist wie eine steingewordene Totenklage, daß soviel junge Völkerkraft, soviel Heldensinn vergeblich sein mußte, weil ihnen im Schicksalsdunkel des ungeheuren Chaos der Völkerwanderung der Schlüssel zur Zukunft und zum Aufstieg nicht zugefallen war. Die Geschichtsbetrachtung glaubt zu erkennen, daß das arianische Bekenntnis der eindringenden Germanen, das sie so unübersteigbar von der umgebenden römischen Kultur trennte, ihr letztes Verhängnis war.

Aber gerade hier will man heute die germanische Tragödie anders sehen. Mit Leidenschaft verkündet man, indem man den Gedanken einiger früherer Geschichtsschreiber wieder aufnimmt, hoch über dem Untergang der Ostgermanen erhebe sich unbesiegt der Gedanke des „germanisch-arianischen Christentums“. Nicht daß die Germanen diesem leuchtenden Sterne nachzogen, sei das Verhängnis gewesen, sondern daß ihre damalige Kraft nicht genügte, bis zu ihm zu gelangen. Im Sterben reichten sie ihr Ideal über die Jahrhunderte; wir hören erst heute wieder die alte Botschaft und greifen nach dem Erbe. — Und man sucht diesen Gedanken — oder diese Leidenschaft zu stützen durch den Hinweis auf die geschichtlich beglaubigte Eignung des germanischen Sonderchristentums, Nationalreligion zu werden und Nationalkirche zu bauen. Denn der dogmatische Kernpunkt der arianischen Lehre, der Christus nicht als wahren Gott faßte, habe der germanischen Seele innerst entsprochen. Der Christ, der selber nur Geschöpf war, habe der germanischen, heldenhaft-menschlichen Gefolgschaftstreue ganz anders zugesagt als der Gottmensch der römischen Kirche. Diese Wahlverwandtschaft habe auch die jungen Völker zu diesem Bekenntnis geführt. Und daß sie recht daran taten, daß sie so den naturgemäßen Ort zur Entfaltung ihrer Nationaltugenden erlangten, bestätige sich eindrucksvoll durch ihre gesunde Sittlichkeit, deren Überlegenheit die katholischen Römer wider Willen anerkennen mußten. Aber dieses eigenständige religiöse Leben war gefaßt, oder besser, schuf sich die Fassung in einer fest gefügten Staatskirche. Wie nahe wirkte da das Ziel, mit der politischen Einigung der Germanenreiche dann auch die germanisch-arianische Nationalkirche zu erhalten. Und wie hätte da die Geschichte der Germanen, aber auch die Geschichte ihrer Kirche, einen andern Lauf genommen!

Aus diesen wehmutsvollen Träumen müssen wir nun allerdings zur etwas rauheren Wirklichkeit und Wahrheit zurückrufen. Dabei soll die

geschichtliche Erkenntnis allein hier das Wort haben, nachdem die dogmatischen Vorbehalte oben angemeldet wurden. Es ist zwar sehr unpoetisch im Sinn der Germanenverehrer, aber es ist die Wahrheit, daß die Germanen den arianischen Glauben gar nicht aus Geistesverwandtschaft nahmen, sondern sehr einfach, weil die Goten an der unteren Donau auf das Christentum in seiner arianischen Form stießen. Daß aber damals in dem missionierenden Byzanz gerade wieder das arianische Bekenntnis galt, war nicht etwa Erweis seiner Lebenskraft, sondern die gewalttätige Gunst des fanatischen Kaisers. Dogmatisch war schon damals der Arianismus erledigt, und die Goten übernahmen eine zweifelhafte Gabe, deren geistigen Wert zu überprüfen sie gar nicht imstande waren.

Was aber die überlegene Sittlichkeit angeht, so sollen die freundlichen Züge im sittlichen Gesamtbild der im Römerreich siedelnden Germanen nicht geleugnet werden; sie künden von gesunder Anlage und unverbrauchter Kraft, während die römische Bevölkerung unter der Last einer untergehenden Hochkultur stand. Aber die Vergleichung geschieht nun meistens, in Ermangelung besserer Zeugnisse, mit dem Maßstabe des Bußpredigers Salvian. Bußpredigten erheischen bekanntlich immer eine besondere Vorsicht, wenn man sie als geschichtliche Belege benutzt. Das hat man hier ein wenig vergessen. Alle Anzeichen deuten übrigens darauf hin, daß die germanischen Sitten in der neuen Lebensart keineswegs gegen üble Einflüsse gefeit waren.

Das Loblied endlich, das man auf die kraftvolle Staatskirche, auf die beginnende Nationalkirche anstimmen möchte, wird doch bedeutend herabgestimmt, sobald man sich klar macht, daß uns von irgend welcher Lebensregung dieser germanischen Kirchen, die schöpferische Eigenart verriete, nichts bekannt ist. Und hier ist das Schweigen aller Quellen doch sehr bedeckt. So ist denn die Klage um den Untergang dieser Germanen nicht ein Trauergesang auf die Nationalkirche, die vor ihrer ersten Blüte grausam zertreten worden wäre, wir stehen vor einer Tragödie, die vielfache Ursachen hatte, aber eine war sicherlich auch ihre abwegige Bekenntnis- und Kirchenbildung. Wer von den Totenmälern dieser unserer Stammesvorfahren her kommt, hat schwer ernste Gedanken über „Nationalkirche“ in der Seele.

Die germanische Geschichte hat mit bedeutsamer Dramatik neben die große Gestalt des Theodorich die andere des Chlodwig gestellt. Das regte von jeher zu sinnendem Vergleichen an. Für uns ist dieses geschichtliche Gegenüber auch ein großartiger Fortschritt in der geschichtlichen Dialektik des Inhaltes Nationalkirche. Wir untersuchen hier nicht die Gründe, die den listenreichen Frankenherrschern zur Annahme des römisch-katholischen Bekenntnisses führten. Die Kirchengeschichte — sagen wir lieber, die Hand Gottes über den Geschicken der Kirche ist mächtig genug, die Menschen als Werkzeuge zu benutzen, auch ohne damit ihr menschliches Planen beglaubigen zu müssen.

Es ist schon oft angeführt worden, daß der Übertritt des Frankenkönigs zum Christentum, und zwar nicht zum germanisch-arianischen Bekenntnis, sondern zur katholischen Kirche, eine Zeitenwende ansagte, so daß Gregor von Tours im nächsten Jahrhundert, wenn er in seiner fränkischen Volks-

geschichte auf die Ereignisse zurückblickt, nicht ganz mit Unrecht Chlodwig mit Konstantin vergleicht. Wir überschauen heute ganz klar, daß von dem Weihnachtsfest 496, da Chlodwig „den stolzen Sugambrernacken“ vor der Krippe und dem Kreuze beugte, eine Lichtbahn für die geschichtliche Entwicklung des christlichen Abendlandes und damit der ganzen Weltkultur ausgeht. Wenn die Germanen nicht ausgeschlossen blieben von den lebenspendenden Quellen antiker Kultur, deren Erbträger nun doch einmal die romanische Welt war; wenn der Glaubenszwiespalt nicht unheilbar schon gleich durch die erst aufzubauenden Grundfugen des Abendlandes ging; wenn die Germanenvölker für ihre unverbrauchte Jugendkraft eine weltgeschichtliche Aufgabe fanden, nämlich erneuernder Einsatz zu sein für den bevorstehenden riesengroßen Aufbau völkischen Lebens; wenn die Franken der feste Einigungspunkt werden konnten für die noch zersplitterten heidnischen Deutschen ostwärts des Rheins: so ist es dem Eintritt des Frankenvolkes in die katholische Kirche zu danken. In überraschender Klarheit hat diese Zusammenhänge jener Bischof Avitus von Vienne gesehen und in seinem Glückwunscheschreiben an Chlodwig ausgesprochen (ep. 46). Von Chlodwigs Taufe aus sehen wir den Weg frei zu der Höhe Karls d. Gr., zu den Weiten des Mittelalters und allem Segen der abendländischen Kultur. Für die Kirche aber tut sich das unermessliche Erntefeld der deutschen Stämme auf und darüber hinaus die slawische Welt.

Freilich vollzog sich dieser Aufstieg nicht ohne schwere Rückschläge und mühevolle Umwege. Aber gerade wenn wir diese Hemmungen verstehen wollen, tritt der Gedanke der Nationalkirche mit seiner Fragwürdigkeit wieder in unsren Blick. — Zwar strömte zunächst von der Kirche her, von dem Auftrag, den sie dem Volk erteilte, eine hohe Kraft in das Frankenvolk und gab ihm einen Schwung, der es siegreich fast bis zum Endziel trug, der Einheit der germanischen Stämme in Gallien und im eigentlichen Deutschland. Denn wie sehr auch die Kriege Chlodwigs und seiner Nachfolger einen politischen Plan von größtem Ausmaß verwirklichten, so wurden sie doch als Heerdienst für den Christkönig empfunden, und erst das gab ihnen bei aller Rauheit jenen Schimmer von Größe, der damals die Krieger begeisterte und noch heute für die geschichtliche Schau nicht erloschen ist. Der Eingangssatz des fränkischen Volksgesetzes: „Gott, der die Franken liebt“, ist doch mehr als kindlicher Stolz; hier sucht in unbefohfener Weise ein großartiges Sendungsbewußtsein nach Ausdruck. — Aber dieses von dem Glauben her geweckte Hochgefühl des jungen Volkes strömte auch lebensschaffend in das kirchliche Leben zurück. Trotz aller Unzulänglichkeit und allen Versagens in Glaube und Zucht, von denen uns die Quellen so peinlichen Bericht geben, muß die Forschung von einer „Blüte der merowingischen Kirche“ sprechen. Das Christentum „ist wirklich Besitz des Volkes, ist Volksglaube geworden. Der Zustand bahnt sich an, der uns durch das Mittelalter begleiten wird, der Zustand allgemeiner Christgläubigkeit“ (H. v. Schubert, Geschichte der Kirche im Frühmittelalter 166).

Diese schüchterne Blüte darf uns allerdings nicht vergessen lassen, daß

allzu früh der Niedergang kam. Das Ende der Merowingerkirche ist doch erschreckender Verfall. Dieser Verfall aber ist auch Gericht; Gericht über den abwegigen Versuch, eine Nationalkirche zu gründen. Zwar muß eine Kirche auf jeden Fall leiden, wenn das Reich in das Chaos versinkt; aber daß die Kirche der Merowinger so hilflos und restlos mit versank, daß sie im Absinken aller öffentlichen Ordnungen so gar keinen Halt zu geben hatte, ist nur zu erklären, weil sie vom Staat umklammert und in ihrem Eigenleben erstickt war, weil sie Staatskirche im übelsten Sinn geworden war. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß der altgermanisch-heidnische Herrschaftsanspruch der öffentlichen Gewalt auf die Religionsübung, der schon die arianischen Kirchen erdrosselt hatte, sich auch im Merowingerreiche durchsetzte, nur, um sich das Schuldurteil der Geschichte noch einmal bestätigen zu lassen. So stehen wir denn vor dem merkwürdigen Schauspiel, daß kaum hundert Jahre nach dem verheißungsvollen Beginn die fränkische Kirche nicht nur ihren Missionsauftrag zu den deutschen Bruderstämmen vergessen hat, sondern selbst einer Erweckung von außen bedarf. Beides, die Erweckung des eigenen Lebens und die Erneuerung der deutschen Mission des Bekehrungswerkes bei den rechtsrheinischen Deutschen, sollte von jenseits des Kanals ausgehen, von den Iren und Angelsachsen. Bei ihnen hatte sich überschüssige religiöse Kraft gesammelt, und sie ergoß sich nun in die Bahnen der Mission. Aber doch nur, weil dort in Irland und England die Kirche zur Nation ein so gesundes Verhältnis eingegangen war.

Die irische Kirche dieser frühesten Zeit ist allerdings ein Gebilde eigener Art. Die uralte Clanverfassung gab auch das Gerüste ab für den Aufbau der Kirche, für den nicht etwa die Bischofssitze das Entscheidende waren, wie in der übrigen katholischen Kirche, sondern die Klöster. Sie waren die Mittelpunkte der Volksseelsorge, aber auch die Herde einer hohen Bildung, die die Mönche zu Lehrmeistern des eigenen Volkes, aber auch Englands und weithin des Festlandes machte. — Man hat freilich diese blühende Volkskirche als ein Beweisstück für das Recht der selbständigen, losgelösten Volks- und Nationalkirche benutzen wollen. Ja, die kirchenpolitische Leidenschaft hat in den Tagen des unseligen Kulturmordes sogar die „romfreie Kirche Altirlands“ entdeckt. Und auch heute geht dieses Hirngespinst einer unrühmlichen Zweckwissenschaft wieder um. Aber das alles ist für die wirkliche Wissenschaft längst erledigt. Was man als „romfrei“ ansprach, ist nichts anderes als Folge der abgeschlossenen Insellage am äußersten Rande der damaligen Welt. Sobald nach den Stürmen der Völkerwanderung der geistige Verkehr wieder frei war, sehen wir die irische Kirche selbstverständlich in den Zusammenhang mit der übrigen Kirche und mit Rom wieder zurückgleiten, wie er grundsätzlich nie aufgegeben war. Und vor allem sehen wir, daß nicht etwa die Eigenbrötelei einer engen Volkskirche die Quelle der Kraft war. Irlands Kirche war stark, weil das überkommene katholische Glaubensgut und das ebenso überkommene antike Bildungsgut einen so fruchtbaren Bund mit dem lebendigen Volksgut eingegangen war. So sehen wir denn auch, daß dieses nationale Hochgefühl in kirchlicher Verklärung keineswegs unterging, als

die altertümliche Kirchenform aus der Zeit der Vereinsamung sich an die allgemeine Kirche anglich. Die einzigartige, leidgeprüfte Treue, in der dort auf der „Insel der Heiligen“ ein ganzes Volk durch die Jahrhunderte der englischen Bedrückung zur katholischen Kirche stand und seinen Glauben als höchstes nationales Gut verteidigte, hat sich immer gegründet gewußt in dem volkhaften Boden, aus dem damals Volkshelden und Glaubensboten erstanden wie Columban, der mit seinem urwüchsigen Christentum das Festland von der Bretagne bis zum Bodensee und bis Bobbio jenseits der Alpen erhellt. Kein schöneres Lied tönt von der „grünen Insel“ zu uns herüber als der Hochgesang des Treubundes von Volk und Kirche.

Die Leuchte der Glaubensbotschaft in deutschen Landen mußten die wackeren Iren dann allerdings an die Angelsachsen weitergeben. Kaum hundert Jahre nach Columbans Tod steht Bonifatius in seinem Arbeitsfeld unter Hessen und Thüringern, unter Friesen und Bayern. Des großen Apostels der Deutschen Werk liegt heute wieder unter scharfer Beleuchtung. Die Gründung der deutschen Kirche und die Ordnung der verrotten fränkischen Gesamtkirche, beides aber in engem Anschluß an den Mittelpunkt Rom, damit die Vorbereitung des Einheitsreiches eines Karl d. Gr. und weiter des ganzen christlichen Mittelalters, all diese Ruhmestitel werden heute gerade von denen in Frage gestellt, die sich die Träger des Gedankens „Nationalkirche“ dünken. Bonifatius, der Kirchenmann im Sinne und im Dienste Roms, habe das Werden einer deutschen Nationalkirche endgültig zunichte gemacht. — Man sieht, es geht da um ein Gericht über nicht mehr und nicht weniger als die ganze Entwicklung unserer deutschen Geschichte. Da muß nach gutem deutschen Recht die Wahrheit aus dem Zeugenbeistand des Beklagten, aus Freunden und Gefolgsleuten erfragt werden. Nun, der Gerichtsruf mag ergehen. Es wird sich herandrängen, was immer in den Jahrhunderten des deutschen Volkes und Reiches Größe gebaut und getragen hat, und darüber hinaus bis zu unsren Tagen wird manch wackerer Mann sich anschließen. Es werden die Kaiser und Könige, es werden die großen deutschen Bischöfe und Äbte und manch tapferer Kämpfer für deutsche Geltung und Ehre daheim und in den weiten Grenzlanden im Osten auftreten. Es werden aber auch die wehrhaft wuchtigen Gottesbauten dastehen als Zeugen unerhörter sicherer Kraft und Innigkeit zugleich, die aus dem Volksboden und dem Kirchengrunde entsprangen. Und die Geschichtsschreiber unserer alten Zeit und die Liederdichter werden den Zeugenchor würdig schließen, der für den hohen Treubund von Kirche und Nation eintritt. Nein, Bonifatius braucht das angerufene Gericht nicht zu fürchten, wenn nur die „Neidharte“ die deutsche Treue gegen die eigene Geschichte nicht mit Gewalt und Lug übermächtigen.

Aber vielleicht erfordert ein gründliches Gericht im Namen der national-kirchlichen Idee auch einen Blick in des Beklagten Vorleben. In der Tat darf man nicht vergessen, daß für Bonifatius, als er die angelsächsische Heimat verließ, Nationalkirche in ihrem schönsten Sinn — zwar nicht graue Theorie, wohl aber lebendige Anschauung und wurzelstarke Liebe war. Der ganze Mann war geistig gewachsen inmitten des einzigartigen Aufblühens der englischen Frühkirche. Mit den Tagen der Mission, die der

große Gregor von Rom entsandt hatte, war der Volksfrühling eingezogen. Zwar nicht ohne Schauern und Wolken, aber doch so, daß der fromme und gelehrte Beda gegen Ende noch dieses selben Jahrhunderts in seiner Kirchengeschichte Englands von dieser Zeit als der „glücklichsten, seit die Angeln nach Britannien gelangten“ (4, 2), hat sprechen können. Das Volksglück, von dem uns Beda ein so anziehendes Bild entwirft, war aber nicht etwa erblüht, indem Volk und Religion sich widereinander argwöhnisch abschlossen. Wie man unbefangen von Rom Glauben und Kirchentum und mit ihm edle Kultur empfing, und erst unter dieser Einheit der Kirche zu staatlicher Einheit zusammenwuchs, so blieb man auch dem heiligen Petrus dankbar verbunden. Kein schöneres Bild als dieses Pilgern von Königen und Großen, von Mönchen und Nonnen zum ewigen Rom. Sie bauten eine geistige Brücke vom nationalen Leben zum Mittelpunkte der katholischen Welt, und mit den Wallfahrern gingen Lebenskräfte hin und her. Wir wissen, wie diese Brücke im späteren Mittelalter verödete und zerfiel; wie man sie unter Vorgang des tyrannischen Königs Heinrich III. abzubrechen suchte. Es ist das die Tragödie der englischen und der ganzen christlichen Geschichte. Zwar riefen die Zerstörer — und sie rufen es bis zum heutigen Tag, daß jetzt erst englische Nationalkirche geworden sei. Aber man merkt gerade heute, daß ihnen bei diesem Ruf nicht wohl wird. Die endlosen Kämpfe um Glaubensnorm und Freiheit vom Staate zeigen, daß aller Glanz der „Hochkirche“ dem innern Leben keine Ruhe geben kann. Man versteht, daß man auf jene Frühzeit mit Wehmut und Sehnsucht sieht, wo die Kirche so ganz anders lebensvoll die Nation trug und von ihr getragen war.

Es ist für uns nicht gleichgültig zu wissen, daß Winfrith-Bonifatius aus dieser Welt nationaler und kirchlicher Blüte zu uns kam. Hat ihm dieses Bild nicht auch bei seinem Werk vorgeschwobt? Jedenfalls begann die fränkisch-deutsche Kirche unter seiner Obhut und in seinem Geiste die schönsten Züge jener andern germanischen Kirche auch bei sich auszuprägen. In den Tagen Karls d. Gr. gewinnt sie zum ersten Male deutliches Gesicht. Es zieht noch heute jeden an, der diese Zeit an Hand der so zahlreichen Zeugnisse, zumal der Gesetzgebung, durchforscht. Man wird freilich nicht gleich von Nationalkirche im eigentlichen Sinn sprechen. Aber was eine lebendige Kirche Völkern, die auf dem Wege zur Nation sind, zu geben vermag, was sie selbst aber auch bei solchem Geben empfangen kann, das hat diese Zeit mit mächtigen Schriftzeichen in die abendländische Geschichte eingegraben.

Es ist dem großen Karl nicht gelungen, die germanisch-romanischen Teile seines weiten Reiches zu einer einheitlichen Nation zusammenzufügen. Dafür blieb das einigende politische Band, das doch nur eine mächtige Hand wie die seinige halten konnte, nicht lange genug um die Teile geschlungen. Aber ein gemeinsames und unverwischbares Gepräge erfuhren sie alle, und ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit begleitete sie trotz aller geschichtlichen Sonderwege; es wurde die tiefen Grundlage für die mittelalterlich-christliche Kulturgemeinschaft und so zur Grundlage unserer heutigen Menscheitskultur. Bei diesem Erziehungswerk, das

einzig in der Geschichte der Völkerbildung steht, hatte die Kirche den entscheidenden Anteil; sie war damals das einzige mögliche Werkzeug zur Erziehung der jungen Völker; des großen Kaisers Verdienst aber ist es gewesen, daß er es so überlegen und sinngemäß handhabte. Allerdings auf einer höheren geistigen Ebene — nicht der politischen staatlichen Macht — blieb Karl doch nur Vollstrecker jener Erziehungsmacht, die in der Kirche lag. — Bei all dem darf man nicht übersehen, daß auf dem Gebiete der staatlichen Machtgebarung Karl seine Herrschaft über die Kirche überspannte und sie in eine dienende Stellung drängte, die nur unter seinem wohlwollenden und segensreichen Regime noch eben erträglich war. Es meldete sich auch beim großen Kaiser wieder die Tragik des Strebens nach Nationalkirche an, die dann so weite Strecken des Mittelalters überschatteten sollte. Einstweilen indessen waren es gerade die kirchlichen Kreise, die den Gedanken der karolingischen Einheit hochhielten, als das Reich auseinanderbrach. Das geschah nicht von ungefähr. Es war auch nicht nur Eigennutz, weil unter der staatlichen Einheit auch die kirchlichen Belange besser gediehen. Vielmehr war es der ideale Gedanke einer volklich-übergreifenden Einheit im „Reich“, den die Kirche nicht versinken ließ, wie sie ihn ja auch in den dunkelsten Zeiten bewahrt und dann dem Frankenkönig unter dem sichtbaren Gleichnis der Kaiserkrone übergeben hatte. In diesem Gedanken vom „Reich“ wird aber auch in Zukunft die Gegenkraft liegen, die die Kirche gegen ein verengtes Streben nach Nationalkirche einsetzen wird, eine Kraft, die aus der tiefen Glaubenssicht des Reiches Gottes kommend auch die sichtbaren Bildungen der Kirchenpolitik beeinflußt.

Zunächst allerdings führt der Weg der abendländischen Geschichte aus dem Zerfall des karolingischen Reiches zur Sonderbildung der Nationen, zumal der französischen und deutschen. Und trotz allen Verlustes an Kulturgut und Kulturkraft, trotz aller Not beim Gang durch die dunklen Jahrhunderte war es doch wohl gut so. Es lag doch in den selbstbewußten und festgefügten Nationen eine Kraftquelle, ohne die das Abendland nie zur Fülle seiner Kultur erblüht wäre, und selbst der unvermeidliche Widerstreit der eifersüchtigen Nationen war nicht nur Hemmnis. Auch nicht für die Kirche.

Für die deutsche Kirche ergab sich nun die wundervolle Gunst, inmitten des ersten Aufblühens deutscher Nation wahre Wesenszüge einer nationalen Kirche darzuleben, wie es mit dieser ursprünglichen Kraft in aller Folge nie mehr gelang. Gerade in unsren Tagen ist uns in berechtigter Abwehr eines peinlichen Angriffes auf die Ehre unserer deutschen Vergangenheit die Größe der nationalen Arbeit in den Tagen der sächsischen und fränkischen Kaiser wieder lebendig geworden. Aber das Große konnte nur geschehen, weil die Kirche so innig das Volkstum durchdrang. Und vornehmlich jener Stamm der Sachsen, um dessen angeblich gewaltsame Bekehrung zum Christentum man heute Klagelieder anstimmt, ist es gewesen, der in diesem christlich-deutschen Volksleben die Führung hatte. Es ist sicher ein hoher Erweis gesammelter Kraft von

Religion und Volkstum, wenn das kaum zur Kirche geführte deutsche Volk unter seinem von der Kirche geweihten Kaiser sich beauftragt fühlt, das Christentum weiter ostwärts in die slavische Welt zu tragen; aber noch größer und auch die Voraussetzung der Ostmission ist die Innenarbeit gewesen. Man wird wohl recht haben, wenn man diese Innenbesiedlung, die unserem Lande das Antlitz gab bis auf den heutigen Tag, die größte Leistung des deutschen Volkes überhaupt nennt. Und sie war gleichzeitig Aufbau der deutschen Kirche und geschah doch wieder aus dem Antrieb kirchlichen Lebens. Die Zahl von etwa 3500 Kirchen, die von Forschern für das Jahr 900 angegeben wird, ist für den, der sie zu deuten weiß, die schönste Ehreninschrift deutscher Kirche und deutschen Volkes. Was hatte es gekostet, bis diese Gotteshäuser inmitten einer christlichen Gemeinde aufwuchsen, und welcher Segen erging von ihnen nun still über die deutschen Lande! Und dazu füge man für den gleichen Zeitpunkt die etwa 300 Klöster, wahre Burgen Gottes, Heimstätten und Ausgangspunkte geistigen Lebens. Auf den Bischofsstühlen aber saßen die Männer, in denen die junge nationale Kraft und ursprünglicher Kirchengeist sich prachtvoll einten. Man braucht nur Namen zu hören wie Hatto und Willigis von Mainz, Bruno von Köln, Bernward von Hildesheim, Ulrich von Augsburg, Wolfgang von Regensburg, und es ist, als höbe ein Jubelchor an auf die Größe der deutschen Kirche. Denn all diese machtvollen Bischöfe umstanden in freiem Treudienst den deutschen Kaiserthron. Hatte doch Otto d. Gr. sein Reich bewußt auf die Kirche gegründet, auf seine Gewalt über die Bischöfe und Äbte und auf ihre Treue: sie waren Reichsbischöfe und Reichsäbte geworden. Wenn je, dann mußte sich damals zeigen, was deutsche Nationalkirche Schönes und Großes in sich barg. Und sie hat es gezeigt. Aber auch die Grenzen wurden sichtbar.

Wenn man im geschichtlichen Gang, von den hohen Zeiten der sächsischen und der fränkischen Kaiser herkommend, sich plötzlich in dem erbitterten Streit sieht, der zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., zwischen Kaiser und Papst, ausbrach und das Werk des großen Otto und die gesamte deutsche Entwicklung bis in den Grund erschütterte, dann faßt einen tiefe Trauer, und manche packt unbändiger Zorn. Man sollte aber nicht vergessen, daß damals nur jene grundsätzlichen Brüchigkeiten aufklafften, die sich durch die deutsche Kirche Ottos zogen, und die nur eine Zeit lang durch die überlegene Wucht des Kaisers verdeckt waren. Die Kirche blieb in Gefahr, unter der Obmacht nationalen Denkens zur bloßen nationalen Anstalt abzusinken und ihren katholischen und letztlich ihren christlichen Charakter einzubüßen. Wohl muß der Deutsche bedauern, daß der Austrag dieser Schicksalsfrage nicht auf dem Wege weitherzigen Vergleiches geschah. Denn wie sie geschichtlich erwachsen war, so mußte sie sich auch auf dem geschichtlichen Boden, d. h. durch freundwilliges und geduldiges Entgegenkommen von beiden Seiten, lösen lassen. Wenn das zum Leid von Kirche und Reich nicht geschah, wenn die Gegensätze im sog. Investiturstreit unvermittelt aufeinanderprallten, so weiß das gerechte historische Urteil heute, daß nicht Gregor die erste Schuld trug. Auf jeden Fall darf kein Zweifel sein, daß der streitbare Papst das höhere Anliegen

im Kampf vertrat. Nicht nur für die unveräußerliche Freiheit der Kirche Christi, auch für die wahre menschliche Kultur, die letztlich nur gedeiht, wenn über allem staatlichen Zwang noch eine Freistatt für das sittliche Gewissen bleibt. Und darum auch für das tiefere deutsche Leben. Aber auch für die deutsche Reichskirche sann Gregor keineswegs auf Demütigung. Man lese nur das erste Schreiben des Papstes an den jungen Heinrich. Indem Gregor die bedrohliche Entwicklung königlicher Verfüngungsgewalt über die Kirche wenden wollte, stand ihm das reinere Bild der deutschen Reichskirche vor der Seele: daß Kaiser und Reich inmitten der christlichen Völkerfamilie und in ihrem Auftrag das hohe Schutzaamt führten. Das irrlichernde Bild der Nationalkirche verklärt sich in der hohen Schau des Reiches. Mag auch bei dem Widerstreit der erwachenden Nationen und bei dem unaufhaltsamen Verfall des deutschen Reiches diese Sendung der deutschen Reichskirche auf dem harten Boden der Geschehnisse mehr und mehr wie ein schöner Traum erscheinen, sie trug doch höhere Wahrheit und Kraft in sich, die durch demütig - hochgemuteten Dienst wohl auch ihre Gestalt gefunden hätte. Daß es nicht so kam, ist die Trauer der deutschen Kirche und der deutschen Nation.

Unter dieser Trauer hat man dann in Luther den Mann erkennen wollen, der mit zornigem Mut die Tore zur deutschen Nationalkirche aufgerissen habe. Nun ist es ja kein Zweifel, daß der Mönch von Wittenberg mit seiner Seele voll unerhörter Lebensbreite und Lebenstiefe auch von den nationalen Grundwellen dieser erregten Zeit berührt und getragen war, und daß sich bald die nationalen Ströme in sein Werk ergossen, so sehr er selbst vom rein Religiösen auszugehen meinte. Es ist auch bis zum heutigen Tag das Rühmen um Luther als den Helden einer deutschen Kirche nicht verstummt. Die Kirche Christi kann da nur klagend stehen und auf die zerbrochene Glaubenseinheit weisen. — Aber auch für seine Anhänger wird Luther als Führer zur Nationalkirche um so fragwürdiger, je mehr man in unsren Tagen den religiösen Luther sucht, und die jüngsten schweren Kämpfe um das Wesen der protestantischen Kirche haben die ernsthaft Religiösen dort noch bedenklicher gemacht, allzu unbefangen den geschichtlichen Weg der protestantischen Kirchen mit dem wesensmäßigen Beruf der Kirche Christi in Deutschland gleichzusetzen. Es steigt die bange Ahnung auf, daß da irgendwo ein Irrtum unterlieg. Das konnte durch das Treiben gewisser „nationaler“ Kreise mit Luther nur bestärkt werden.

Uns Katholiken vermöchte diese Scheidung der Geister im andern Lager eigentlich mit Befriedigung zu erfüllen, wenn nicht damit die Tragödie unseres Vaterlandes seit der Glaubensspaltung nur erneut vor unsren Augen stände, ohne daß menschlicher Witz einstweilen eine Abhilfe wüßte. Diese Trauer wird nicht geringer, wenn wir auf die gleichzeitige kirchliche Entwicklung der führenden katholischen Länder schauen, die sich der kirchlichen Spaltung erwehrten, Spanien, Frankreich und auch die der Kirche treu verblichenen Niederlande. Zwar ging auch da das Kirchenwesen in der Umklammerung des absoluten Staates seit dem 17. Jahrhundert mehr und mehr auf eine verhängnisvolle Bahn, und der Geschichtsschreiber der Idee „Nationalkirche“ hat allen Grund, aus den Fehlentwick-

lungen dieser katholischen Staaten, zumal im Westeuropa des 18. Jahrhunderts, das Bild der Nationalkirche, wie es nicht sein kann und darf, zu bereichern. Dennoch haben die Kirchen dieser Länder in den besten Zeiten der katholischen Wiedergeburt den Beweis erbracht, daß auch in der Neuzeit wohl ein Bund von Kirche und staatsvolklichem Leben möglich ist, der beiden zum Segen gereicht. Es ist nicht von ungefähr, wenn heute das erwachende katholische Spanien mit der Glut des Glaubens und der Vaterlandsliebe an das nationale Hochgefühl und an die nationalen Hochleistungen des großen katholischen Jahrhunderts anknüpft, wo Kirche und Volkstum einander ihre besten Kräfte schenkten und ein Bild nationalen und religiösen Wertes schufen, das alles Beste einer heldenhaften Vergangenheit in sich schloß und aller Zukunft hoffnungsreiche Möglichkeiten zeigte.

Was aber die französische Kirche, seit sie nach den dreißigjährigen blutigen Religionskriegen um die Wende des 16. Jahrhunderts zu neuem Leben erstand, zu der einzigartigen nationalen Kulturblüte beisteuerte, das haben erst die neuesten Forschungen über das „große“ Jahrhundert gezeigt. Da offenbart sich das wahre, das geistige und bleibende Frankreich. So ist es begreiflich, daß auch in Frankreich die besten nationalen Kreise heute wieder Fühlung suchen mit den Kräften, die jene Größen schufen. Fast mit Neid sehen wir Deutsche, wie ungehindert dort das vaterländische Empfinden gerade der geistig regsten Schichten den Zugang zur großen kirchlichen Vergangenheit wiederfindet und sich den Glauben an den edlen Bund von Kirche und Nation stärkt. Freilich zeigte die bedrohliche Bahn der „Action française“ und noch manche andere Erscheinung, daß dieser Weg auch durch Gefahrenzonen führt. — In dem jungen Italien endlich ringt sich durch alle Krisen ein Neues durch, das ein fruchtbarer und zukunftsreicher Bund zwischen der erstarkenden Kirche und dem kraftgeschwellten Staat zu werden verspricht, indem das Heute und Morgen auf der zweitausendjährigen Vergangenheit gründet. Die bedeutsamen jüngsten Programmreden des politischen Führers verkünden aller Welt die Einsicht, daß auf diesem Gebiete in Italien die veraltete Methode der Vergewaltigung endgültig ausgespielt hat, daß aber Zusammenarbeit von Kirche und Nation bei weitherziger Achtung des gegenseitigen Lebensraumes auch wahre Staatsklugheit ist und erst wahres Nationwerden verspricht. In gleicher Richtung scheint das Leben in Polen und Litauen gehen zu wollen.

Wird man nun nicht gerade dieser Beispiele kirchlich-nationalen Auflebens in unserer Nachbarwelt sich bemächtigen, um auch bei uns die Leidenschaft zu rechtfertigen und zu schüren, die aus nationalem Drang die kirchliche Einigung Deutschlands erstrebt, da sie allein auch bei uns wie dort erst das tragfeste Fundament für das nationale Leben abgeben kann? — Man sollte die Größe dieser Leidenschaft nicht verkennen, auch wenn sie zuweilen mit so peinlicher Gebärde auftritt. Aber das Verhängnis der Glaubensspaltung reicht tiefer hinab als der Zugriff gewisser nationaler Kreise wahrhaben möchte, tiefer in die seelischen Schichten unseres Volkes und vor allem tiefer in die Verpflichtung zu letzter

Wahrhaftigkeit. Auch Tragödien wie die Glaubensspaltung haben ihren heiligen Bezirk, in den unberufene Kräfte nicht ungestraft eindringen. Das Geschick unseres Volkes steht nun einmal unter dem Zeichen der Tragik. Das erinnert zwar immer an eine vorausgegangene und, weiß Gott, noch immer währende Schuld, eine Schuld, die auch die Katholiken nicht selbstgerecht einfach dem andern Teil zuschieben werden. Aber das stille Wissen um die tragische Schuld kann um so ehrfürchtiger und treuer machen gegenüber dem Gut, das uns da entschwunden ist, und um das wir doch immer ringen müssen.

Wohin der unerleuchtete Versuch führt, mit ungeeigneten Mitteln die Glaubenseinheit der Nation und damit eine Nationalkirche — nicht zu schaffen, sondern zu erschleichen oder zu erzwingen, das haben wir in unserer neueren deutschen Geschichte zur Genüge erfahren müssen. Man kann es dem Febronius (Nik. Hontheim) ruhig zugestehen, daß ihn die Not der deutschen Nation quälte, als er 1763 sein aufsehenerregendes Reformbuch „De statu Ecclesiae“ herausgab; aber daß er, um den Protestantischen Heimweg zur Mutterkirche zu ebnen, den päpstlichen Primat als größtes Hindernis einfach abrach, war nur möglich in einer Zeit, wo der Glaube durch Aufklärung und gallikanische Gedanken schwach geworden war. Auch I. H. v. Wessenberg, der reformkatholische Bistumsverweser von Konstanz zu Beginn des 19. Jahrhunderts, konnte mit dem geplanten Bau einer katholischen Deutschkirche kein Glück haben, weil er nicht genügend auf den Glaubensgrund Bedacht nahm. Noch viel weniger natürlich der unselige Versuch der sog. Altkatholiken. Daß sich hier das junge Deutsche Reich, als es mit seinem Schutz die kommende deutsche Kirche zu fördern meinte, in ein gefährliches und unwürdiges Abenteuer eingelassen habe, erkannte der Staatsmann Bismarck an, sobald sich die kirchenpolitische Leidenschaft ein wenig verzogen hatte. In unsren Tagen aber steht das unselige Gebilde der national-tschechischen Kirche hussitischer Prägung als abschreckendes Mahnzeichen da. Man ruft dort „Nation“ und stützt sich auf den Staat und verschleudert dabei christliches Glaubengut. (Vgl. „Köln. Volkszeitung“ 1935, Nr. 35.)

So bleibt es dabei, die Geschichte gibt uns Anschauungsstoff und manche gewichtige Lehre in Sachen des Wunschkibildes einer Nationalkirche. Es ist im Gedanken der Nationalkirche des Hohen genug eingeschlossen, um das die Menschen aus Liebe zur Kirche und zur Nation immer sich bemühen sollen; er ist aber auch der Gefahren voll, daß weise Umsicht und Besonnenheit not tut. Bei aller Eigenständigkeit erscheinen doch nach Ausweis der Geschichte Kirche und Staat einander zugeordnet, nicht nur zu einem kühlen Miteinandergehen, sondern um in gegenseitigem Dienen und Schenken selbst lebensreicher zu werden und den gemeinsamen Raum und die gemeinsame Geschichte mit höherem Leben zu erfüllen. Das berechtigt nicht, von „Nationalkirche“ zu sprechen, obgleich Nation für Kirche nicht gleichgültig ist: sie ist ihr Standort und Aufgabe zugleich. Es ist demnach der Gedanke einer Trennung von Kirche und Staat, auch wo es eine wohlwollende Trennung ist, nicht vom Geist der Geschichte

befürwortet. Er mag als vorläufiger Ausgleich in schwieriger Lage sich empfehlen, aber er bleibt eine Verlegenheitslösung. Als Grundsatz konnte ihn nur eine schwachmütige Zeit aufstellen, die der Geltung und der Kraft letzter Ideale nicht mehr recht vertraute. Die auch dem vollen Leben, wie es sich in dem Streben nach „Nationwerden“ ausspricht, nicht mehr vertraute. In den Ländern freilich, wo die Katholiken als eine Minderheit zugleich doch auf den größeren und glücklicheren Teil der nationalen Geschichte als auf ihre eigene Geschichte blicken — und in diesem Falle befinden wir deutsche Katholiken uns auf menschlich absehbare Zeiten —, ist in Hinsicht auf unsere Frage nur eine Stellung möglich, die durch den Bruch unseres Volksbodens bedingt ist. Wir wissen, daß auch so die Kirche im Volksleben zu stehen und ihm zu dienen hat, und daß sie es tun kann im Vertrauen, der Nation etwas zu geben zu haben. Wir dürfen aus aller Kirchengeschichte und nicht zuletzt aus unserer deutschen Kirchengeschichte die tröstliche Sicherheit abnehmen, daß dieses Vertrauen gegründet und beglaubigt ist, aber wir können einstweilen diesen Glauben unsren getrennten Brüdern nicht auflegen und abfordern. Er kann uns nur stark machen, mit unserem katholischen und deutschen Erbe dem Volksganzen zu dienen, damit sich leise der Gottesgedanke erfülle, daß die Kirche in unserer Nation und die Nation in der Kirche blühe.

Verrechtlichung der Kirche

Von Ivo Zeiger S. J.

Man spricht von einer „Verrechtlichung“ der katholischen Kirche. Das Wort gehört zwar nicht zu den wohlklingendsten Bildungen unserer Sprache, aber offenbar hielten seine Schöpfer es für schön genug, um damit eine unschöne Sache zu bezeichnen, oder doch für genügend ausdrucksstark, um schon aus dem Klang des Namens den Unterton von Verurteilung, Verwerfung oder gar spöttischer Geringschätzung widerklingen zu lassen. Das Wort geht nicht nur in Kreisen um, die dem Christentum fremd oder feindselig gegenüberstehen, sondern ist bereits auch unter Katholiken zum Ausdruck quälender Sorge über die Rechtsentwicklung und Verwaltungsgebarung der heutigen Kirche geworden.

Wer von außen das kirchliche Leben unserer Tage beobachtet, wird von einer Verrechtlichung zunächst kaum etwas bemerken; es müßte denn sein, daß er sie schon in der Führung von Tauf- und Trauungsmatrikeln beim Pfarramt entdecken wollte. Der erste Eindruck ist nicht eine Vorherrschaft des Juristischen, sondern des Religiösen. Trotz aller Angriffe auf Glaube und christliche Sitte, trotz mancher Entgleisungen und bedauerlicher Abfälle ist das Glaubensleben in breiten Schichten des Kirchenvolkes gewachsen. Ein tiefer Strom von Gottesfurcht und Frömmigkeit zieht durch die Gemeinden, die Gläubigen beteiligen sich rege an Gottesdienst und Sakramentenempfang, kurz das äußere Bild der Kirche ist beherrscht von dem unleugbaren Streben nach religiöser Verinnerlichung. Ja vielleicht wird diese Feststellung am besten bestätigt durch die Empfindsam-